

DAS MAGAZIN



Woher
kommt mein
Weltbild?

Der Schriftsteller Martin R. Dean über
koloniales Denken Seite 10

villiger

EX
GROSS

EDITORIAL / KOLONIALISMUS, FAMILIENFERIEN

Liebe Leserinnen und Leser,

der Schriftsteller Martin R. Dean wuchs im aargauischen Menziken auf und lebt seit Ewigkeiten in Basel. Viel mehr gäbe es zu seiner Biografie vermutlich nicht zu sagen, wäre da nicht ein indisch-karibischer Vater. Dieser Umstand führte dazu, dass Dean in der blütenweissen Schweiz der Sechzigerjahre auffiel. Sein Teint war dunkler als der seiner Made-in-Schweiz-Landsleute und verlieh ihm in deren Augen eine «südländische» Aura.

Als Schriftsteller und Intellektueller hat sich Dean in Essays und Romanen eingehend mit seiner Herkunft auseinandergesetzt, insbesondere mit dem exotisierenden Blick der anderen und dem in unserem Land mal mehr, mal weniger deutlich zu Tage tretenden Alltagsrassismus.

In seinem autobiografischen Text für unser Blatt verschiebt er nun den Fokus auf hochspannende Weise: Während sein Urgrossvater in Trinidad von den britischen Kolonisatoren unter unsäglichen Bedingungen als Arbeitskraft ausgebeutet worden war, begriff Dean selbst «Britishness» lange Zeit als positives Element seines kulturellen Erbes. Heute hingegen gelangt er zum Schluss: Die koloniale Romantik gehört auf den Müllhaufen der Geschichte. Lieber will er sich mit der Frage befassen, wie sehr auch er koloniales Denken verinnerlicht und koloniales Unrecht verdrängt hat – als Schweizer (Seite 10).

Eine Familiengeschichte der ganz anderen Art erzählt unsere Reporterin Ursina Haller. Der sehr amüsante Text handelt von ihren letzten Ferien. Um der Sache auch wirklich gerecht zu werden, sei hier nochmals betont: Der *Text* mag zwar amüsant sein, das muss aber nicht bedeuten, dass die Autorin das Erlebte rundum amüsant fand. Sie war unterwegs in einem Camper. Mit drei kleinen Kindern. Und ihrem Mann (Seite 24).

In eigener Sache: Wir möchten Sie an dieser Stelle auf unser ausgebauten Online-Angebot aufmerksam machen, das auch den Abonentinnen und Abonnenten der Printausgabe unseres Blatts zur Verfügung steht. In «Planet Plüss» beantwortet der Wissenschaftsjournalist Mathias Plüss Fragen aus der Leserschaft zu Klima- und Naturschutz. Und mit «Seiler kocht» ist nun auch die Kolumne unseres Food-Kolumnisten Christian Seiler als Newsletter erhältlich. Beide Newsletter können Sie auf der Webseite Ihrer Tageszeitung abonnieren.

Ich wünsche Ihnen ein schönes Wochenende,

BRUNO ZIAUDDIN

- 10 Die postkoloniale Forschung und die «Black Lives Matter»-Bewegung haben mir meinen Eurozentrismus klargemacht: Ein persönlicher Essay.
VON **MARTIN R. DEAN**
- 18 Henri Matisse war mein erster Kritiker: Zu Besuch in einem Altersheim für betagte Künstlerinnen und Künstler. VON **CLARA HELLNER & AMONTE SCHRÖDER-JÜRSS**
- 24 Der Dreijährige hat sich auf das Baby gesetzt: Wie es ist, mit Kindern in einem Wohnmobil zu verreisen. VON **URSINA HALLER**
- 6 **PHILIPP LOSER** Passivität und Krisen
- 6 **RONJA FANKHAUSER** übers Putzen
- 7 **KALTËRINA LATIFI** ist pessimistisch
- 8 **KROGERUS & TSCHÄPPELER** poltern nicht
- 9 **CHRISTIAN SEILER** probiert die Langsamkeit
- 14 **WAS WIR LESEN** Perlen der Baukunst
- 29 **EIN TAG IM LEBEN** eines Playmobil-Players
- 30 **MAX KÜNG** packt seine Platten
- 31 **TRUDY MÜLLER-BOSSHARD** Rätsel N° 43

Wir alle sehen die Welt durch eine andere Brille.

Die einen sehen Abenteuer,
wo andere Routine sehen.
Und was die einen übersehen, bringt andere zum Staunen.

Was wir sehen, ist so einzigartig wie unser Leben.

Und was wir brauchen,
so individuell wie wir selbst.

Wir bei Fielmann sehen den Menschen hinter der Brille.
Wir sehen dich.

Dein Leben und
deine Bedürfnisse.

Und deshalb machen wir nicht irgendeine Brille.
Wir machen deine Brille.

Deine Brille: Fielmann

Die Macht im Kopf

Mein Ururgrossvater wurde von der British East India Company ausgebeutet. Gleichzeitig ist mein Weltbild geprägt vom Kolonialismus. Wie befreie ich mich davon?

TEXT MARTIN R. DEAN

In meiner Gymnasialzeit waren die Kolonien weit weg. Sie lagen in Afrika oder in Asien, und meinem Geschichtslehrer waren sie kaum ein Wort der Erwähnung wert.

Er trug einen Bürstenhaarschnitt, war ein hohes Tier im Militär, und der Kalte Krieg brachte ihn regelmässig in Wallung. Sein Blick ging nach Osten, von da kam die Gefahr.

An Sonntagen kochte meine Mutter nach Rezepten, die aus den Kolonien kamen. Ein indisches Curry mit Mangochutney, scharfer Pfeffersauce, Dal und Roti. Die Pfeffersauce war nicht indisch, sondern kam aus einem Supermarkt in Trinidad, jener karibischen Insel, auf die meine Mutter meinem indischstämmigen Vater gefolgt war. Die Pfeffersauce entstammte einer kreolischen Rezeptur und war so scharf, dass sich vorlaute Gäste die Zunge verbrannten.

Manchmal lud mein Geschichtslehrer seine Lieblingsschüler zu sich nach Hause zum Essen ein. Hätte ich dazugehört, hätte ich ihm die Pfeffersauce wohl einmal als Gastgeschenk mitgebracht. Aber leider gehörte ich nicht zu seinen Lieblingsschülern.

Aufgrund meines exotischen Äusseren als «mixed race person», also meiner etwas dunkleren Hautfarbe, waren die Sonntagsgäste meiner Mutter der Meinung, dass ich die Pfeffersauce besser vertrage als sie. Ich übernahm diese exotische Zuschreibung. Zwar bin ich im Aargau zur Welt ge-



In Port of Spain: Der Autor (klein, Hosenträger) mit seinem Grossvater und seiner Mutter.



Noch 1955 war Trinidad eine britische Kolonie: Schulfrauen beim Besuch von Prinzessin Margaret.

kommen, aber danach mit meiner zwanzigjährigen Mutter und meinem karibischen Vater auf dem Schiff über den Ozean nach Port of Spain gefahren. Dort verbrachte ich, nachdem meine Eltern sich getrennt hatten, mit meiner Mutter die ersten vier Jahre meines Lebens auf einer Kaffee- und Kakaopflanzung mitten im Regenwald, wo sie als Sekretärin arbeitete.

Ich war acht Monate alt, und ich hörte nachts das Tschilpen, Röhren und Krächzen der unsichtbaren Kreaturen aus dem Urwald, während tagsüber Kolibris wie schillernde Farbtupfer um mich herumflatterten. Meine Mutter besorgte die Buchhaltung der Pflanzung und zahlte die Löhne aus, während ich von einer afrikanischstämmigen Gouvernante namens Irene gehütet wurde. Irene sang mir Einschlaflieder vor, und als ich einmal erkrankte und hohes Fieber hatte, betete sie zu Shango, einem Gott der Voodoo-Gemeinde. Sie packte mich an den Füssen, schwenkte meinen Körper über dem Feuer, in das sie Kräuter ge-

streut hatte, und auf einen Schlag war das Fieber verschwunden. Irene war die Nachfahrin von Sklaven, die seit Jahrhunderten von französischen und spanischen Kolonialisten auf die Inseln gebracht worden waren. Meine Erinnerung an sie ist blind, aber ihre Stimme bleibt mir im Gesang von Natalie Cole oder Billie Holiday immer gegenwärtig.

Rückseite der Globalisierung

Über Jahrhunderte bildete der Kolonialismus das gewaltsame Band, das die kolonisierten Länder mit den europäischen Weltmächten verband. Der Kolonialismus ging mit der Befreiung dieser Länder im letzten Jahrhundert nicht zu Ende – er prägt das Bild, das wir von anderen haben, bis heute. Unsere Vorstellung von den Ländern und Menschen im «Globalen Süden» stammt aus der Zeit, als Europas Metropolen deren Hauptstädte waren.

Vor Jahren begann ich, für einen Roman die Geschichte meiner Vorfahren aufzuarbeiten, und kapierte erst

da, wie «kolonial» auch meine Biografie war. 1876 war mein Ururgrossvater Baap Sinanan als Kontraktarbeiter im Dienste der British East India Company unter unmenschlichen Bedingungen in die Neue Welt verschifft worden. Unter Auflagen, die denen von Sklavenarbeit vergleichbar waren, hatte er seine zehnjährige Arbeitszeit in den Lagern und auf den Zuckerrohrfeldern absolviert, bevor er in der Kolonie zum freien Mann wurde.

Die Erkenntnis, der Urenkel eines von kolonialer Gewalt entwurzelt und gezeichneten Mannes zu sein, eröffnete mir den Horizont auf die abgründigen Verflechtungen des Kolonialismus mit der Gegenwart. Wichtige Texte postkolonialer Theoretiker:innen und die zunehmend dringlichen Fragen der Dekolonisierung unserer Institutionen und Museen brachten mein «Vergessen» zusätzlich ins Wanken. Denn auch ich hatte, wie mein Geschichtslehrer, bis dahin an



Eine Gartenparty in Trinidad während der Karibik-Tour der britischen Prinzessin Margaret, 1955.

dem gelitten, was der britisch-jamaikanische Kulturwissenschaftler Stuart Hall «koloniale Amnesie» nannte, ein aktives Vergessen der Zusammenhänge zwischen der Schweizer und der Kolonialgeschichte.

Wie die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer waren mein Geschichtslehrer und ich der Meinung gewesen, dass die Schweiz nicht nur keine Kolonien hatte, sondern auch nichts zum Kolonialismus beigetragen hat. Damit lagen wir falsch. Dank den Forschungen zum Beispiel des Historikers Hans Fässler weiss man heute, dass viele Schweizer Städte mit Sklavengeld gebaute schmucke Häuser hat und dass unser Land am Dreieckshandel mit Sklaven, Textilien und Gewürzen gut mitverdiente. Nichtsdestotrotz schien bis vor kurzem die Schweiz von der Kritik an der Sklaverei und am Kolonialismus verschont. Wenn es überhaupt etwas Koloniales in der Schweiz gibt, so die herrschende

Meinung, dann seien es die Berge mit ihren Berglern. So erzählte uns das René Gardi, der Afrikaforscher, in seinen putzigen Büchern in den Sechzigerjahren. Gardi verglich «seinen» Stamm in Ostafrika gerne mit Schweizer Bergbauern. Mein Geschichtslehrer, dem Afrika ein dunkler Kontinent blieb, garantierte uns, zusammen mit René Gardi, die historische Unschuld gegenüber kolonialer Gewalt.

Die Entkoppelung der nationalen von der kolonialen Geschichte der Schweiz funktionierte so perfekt, dass der Bundesrat noch 2003 auf eine Interpellation der St. Galler Nationalrätin Pia Hollenstein bezüglich des Schweizer Beitrags zur Aufarbeitung der Sklaverei diese lediglich in einer vermittelnden Rolle sah. Die Schweiz, so die bundesrätliche Antwort, sei keine an der Sklaverei beteiligte Nation.

Schokolade und Marschmusik

Vier Jahre lang lebte ich mit meiner Mutter in der ehemaligen Sklaven-

plantage mitten in Trinidads Regenwald, robbte durch die Kakaopflanzen und spielte mit den Kaffeebohnen, nicht ahnend, dass ich später einmal die Trinitario-Bohne als Schokolade veredelt bei einem Schweizer Grossverteiler finden würde.

Vielleicht bin ich deshalb ein Schokoladensüchtiger geworden und habe Schokolade zeitlebens in allen Formen verschlungen: als Weihnachtskugel am Christbaum wie als Osterhase, als Mousse zum Dessert wie als Riegel bei Wanderungen. Als Student tischte ich gar eine Verhöhnung der helvetischen Nationalspeise auf: das Schoggifondue. Bis mich ein Nierenstein zum Masshalten zwang.

Über meinen für andere exotisch aussehenden Körper gingen die Sichtweisen des Kolonialismus in mich ein. Als Bub glaubte ich den Zuschreibungen, ich hätte einen anderen Körper als meine *weissen* Freunde, dass ich also die scharfe Pfeffersauce «im Blut» hätte. Oder dass ich gern an die Sonne gehen und Hitze gut vertragen würde.



Oben Der Strand von Manzanilla an der Südküste von Trinidad.



Unten Das Haus von Deans Grosseltern in Menziken, Kanton Aargau. Vorne im Bild: Deans Mutter Erna als Kind.

Gleichzeitig übernahm ich die Vorliebe fürs Britische von meiner Mutter, die sich als junge *weisse* Frau in Trinidad mit Engländern befreundet hatte. Die englische Marschmusik, die wir am Sonntagmorgen hörten, wenn ich die von ihr geschenkte Schallplatte von John Philip Sousa auflegte, ging mir durch Mark und Bein. Wenn sie diese Schallplatte spielte, fühlte ich mich als Teil eines Weltreichs. Fegte englische Marschmusik durchs kleine Arbeiterhaus im Wynental, vermischte sie sich mit den Märschen der Musikgesellschaft meines Dorfes, in der mein Grossvater die Trompete spielte. An Festtagen marschierte ich trittfest hinter der dörflichen Musikformation her. Dass Marschmusik Takt und Geist militärischer Aufmärsche aufnimmt, jagt mir noch heute, der ich zeitlebens alles Militärische verabscheut habe, einen Schauer über den Rücken.

In meiner Frühzeit identifizierte ich mich also nicht nur mit der Kolonie, sondern auch mit den Kolonisatoren. *Britishness* begleitete meine Kindheit seit meiner Rückkehr aus Trinidad. Die Mentalität der Siegernation galt in der Schweiz als widerständig, eigenwillig und fortschrittsaffin; englische Tugenden standen hoch im Kurs.

Wenn meine Eltern Englisch redeten, galten sie in der Nachbarschaft als fortschrittlich. Englisch war in den Fünfzigern und Sechzigern die Sprache der Siegermacht und des neuen Lifestyles. Als Bub trug ich englische Kleider, einen blauen Blazer und Krawatte, wenn ich in der Sonntagsschule eine Münze ins Kässeli warf und der N* artig nickte. Aber diese Symbolisierung Afrikas, als welche die nickende Holzfigur funktionierte, löschte an einem Tag alles Englische mir aus, als ein Bub hinter mir unablässig das N-Wort in mein Ohr zischte: Von einem vermeintlichen jungen Briten wurde ich im Nu zu einem N*li.

Aber warum waren englische Militärmärsche und nicht die Songs der Calypsonians oder die Rhythmen der trinidadischen Steelbands zum Backgroundsound meiner Kindheit geworden? Warum trug ich englisches Tuch und nicht indisch-karibische Hosen?

Das hängt mit meiner Mutter zusammen. Als Tochter zweier Stumpfen-

Bau und Überbau



Wenn jemand ein Haus errichtet, dann ist dieses Haus nicht nur das Heim, sondern auch die Haut dieses Menschen, ein Ausdruck seines Inneren. Und die Gesamtheit der Häuser, die Privatleute, Behörden, Städte und Unternehmen in einem Land bauen, bietet dementsprechend einen Blick in die Seelenkonstruktion des ganzen Landes.

Für die Schweiz gilt das vielleicht noch mehr als für andere Länder. Da der Bau- raum knapp ist, macht man sich über Form und Zweck hier mehr Gedanken als anderswo. Die Schweiz ist zudem ein reiches Land, das sich besondere Gebäude leisten kann. Und es leistet sich auch einige der exquisitesten Architekturinstitute. So kommt es, dass die Schweiz ziemlich herausragende Architektinnen hat, darunter viele international bekannte und auch einige berühmte. Schweizer Architektur gehört damit zum Schweizer Nationalstolz.

Aber gibt es eine Schweizer Nationalarchitektur?

In diesem Jahr erschien zum ersten Mal das «**SAY 2023: Schweizer Architektur Jahrbuch 2023/24**». Reich bebildert und mit Blick über die Landesgrenzen betextet, gibt es einen Überblick über die neuesten Perlen der Schweizer Baukunst, kantons- und sprachübergreifend und auch nach Kriterien der Nachhaltigkeit ausgewählt. Wobei, da wäre man schon bei einer ersten nationalen Baucharakteristik: Schweizer lieben Beton. Obwohl seine Umweltbilanz eher nicht so präsentabel ist, versteckt man Beton hier nicht wie im Ausland hinter Platten und Blendfassaden, sondern poliert ihn, inszeniert ihn nackt und unzerstörbar, wie ein Fels, nur gezähmt, makellos verfugt und ganz, ganz sauber geputzt.

Zweitens zeigt sich in den ausgewählten Häusern des Jahrbuchs (aber auch bei jedem Rundgang durch Basel, Zürich oder ein Dorf in Graubünden), dass Häuser in dem Willen errichtet werden, ihre Stabilität und die quasi basidemokratische Verteilung ihrer Lasten transparent zu machen. Denn in jedem Bau steckt auch der gesellschaftliche Überbau. Der japanische Architekt Keisuke Toyoda sagte es einmal so: «Während japanische Architektur weich und flexibel ist wie Tofu, ist Schweizer Architektur ziemlich dicht und konzentriert, wie Hartkäse.»

Hinzu kommt drittens die Liebe zur Horizontalen. Während man in Frankreich traditionell die Vertikale feiert und mit ihr die Kühnheit des Gedankens, die Transzendenz des Willens und die Göttlichkeit der Bauherren, vertraut man in der Schweiz auf die Breite, die den Besitzanspruch auf das bebaute Land markiert, aber auch die Abneigung gegen alles, was zu sehr über das rechte Mass hinausragt und zu kippen droht. Das «**SAY 2023**», es ist im Prinzip ein sehr stylisches Heimatalbum.

SVEN BEHRISCH

arbeitenden war sie mit achtzehn nach London ausgebrochen, wo sie meinen Vater, einen Trinidadier, kennen gelernt hatte. Mit ihm auf Trinidad war sie als *weisse*, europäische Frau Teil der indischen wie der britischen Gemeinde. Ihre Entscheidung, mir die britische und nicht die indisch-karibische Perspektive mitzugeben, fiel unbewusst.

So verinnerlichte ich die Gewohnheiten und Werte der Unterdrückten mehr als die der Unterdrückten. Nach den Voodoo-Gesängen meiner dunkelhäutigen Gouvernante Irene lernte ich also Nursery-Tales aufsagen, und wenn meine Mutter von den Besuchen der Queen Elizabeth auf der Insel erzählte, war diese selbstverständlich auch «meine» Königin. Meine Mutter identifizierte sich lieber mit den Siegern des Zweiten Weltkrieges als mit den Opfern des britischen Kolonialismus. Wie alle anderen im Land übernahm sie die koloniale Perspektive. In der Pubertät ging meine Englandliebe dann bruchlos weiter mit der Liebe zur britischen Musik, zu britischem Fussball und britischem Lifestyle.

Aber wenn ich als Bub durch mein Wynentaler Dorf ging – ähnlich wie James Baldwin, der in jenen Jahren durch Leukerbad ging –, wurde ich mit Zuschreibungen aller Art eingedeckt. Im Unterricht war der Englischlehrer der Ansicht, man könne mir, dank meiner *Britishness*, kein Englisch mehr beibringen, obwohl ich miserabel redete. Wenn ich nach dem Turnen duschte, wenn ich als Fussballer über den Rasen dribbelte oder in der Disco tanzte, war ich für die anderen die Verkörperung eines Südmenschen. Mal ein türkischer Junge oder ein mexikanischer Schlingel, ein arabischer Wüstensohn und dann wieder ein sizilianischer Bub.

Angesichts ihrer Abneigung gegen alles Mehrdeutige flüchteten sich die Dorfleute in eigenwillige Zuschreibungen. Mit der Zeit wurde daraus mein Zelig-Syndrom (nach dem wunderbaren Film von Woody Allen): Meine Identität changierte je nach der Umgebung und dem Wissensstand meines Gegenübers.

Ananas und Curry

Notgedrungen übernahm ich die Zuschreibungen der anderen. Wurde ich

MARTIN R. DEAN



Geboren im aargauischen Menziken, Sohn einer Schweizerin und eines trinidadischen Vaters, Enkel einer Grossmutter aus Rügen und eines Grossvaters aus Gunzwil. Schreibt Romane, Erzählungen und Essays, in denen er sich unter anderem gegen Rassismus engagiert. 2015 war sein Essayband «Verbeugung vor Spiegeln» auf der Shortlist des Schweizer Buchpreises. 2019 erschien der Liebesroman «Warum wir zusammen sind», 2021 veröffentlichte Dean – zusammen mit der SRF-Moderatorin Angélique Beldner – «Der Sommer, in dem ich Schwarz wurde» und ein Jahr danach den Roman «Ein Stück Himmel». Er lebt in Basel.

nach meinen Liebesspeisen gefragt, nannte ich scharf gewürztes Curry und Ananas, in Styropor eingelegte Datteln und die Kokosnuss, die mein Schweizer Grossvater, Eddie Galliker, mit Hammer und Nagel spaltete. Um die Ecke war ein «Kolonialwarenladen», in dem es damals, in den Sechzigerjahren, nicht nur Kartoffeln und Karotten, sondern auch Reis, Kaffee, Orangen und andere exotische Früchte zu kaufen gab. Diese «Südfrüchte» brachte ich mit mir in Verbindung; heute würde ich von einer «Reidentifizierung» sprechen.

Überhaupt war mein kleines *weisses* Dorf in enger Tuchfühlung mit «Kolonialwaren». Das Haus, in dem ich aufwuchs, war ein Tabakhaus. Mein Grossvater qualmte immerzu, sog an seinem Stumpfen, dessen Blätter aus Sumatra, aus Kuba oder Brasilien stammten. Und der Tabakstaub, den beide Grosseltern aus den Zigarrenfabriken in den Kleidern, Taschen und Schuhen nach Hause brachten, verteilte sich in alle Ritzen und Schubladen im Haus.

Auch die Herren der Raucherwaren, Zigarrenfabrikanten wie Burger und Weber, pflegten ihre «Weltläufigkeit» und reisten gern dahin, wo der Tabak wuchs. 1850 hatte der dorfmächtige Cigarier Samuel Weber seinem Sohn nach Amerika geschrieben: «Mit unseren Geschäften geht es immer mehr in feine Cigarren, aus Java, Puerto Rico, Santo Domingo, Manila und Havanna, und wir beziehen die Tabake je länger je besser aus ersterer Quelle.»

Die Fabrikanten hatten keine Berührungsängste mit den Kolonien und kauften ihre Tabakballen in der halben Welt zusammen. Die zigarrenrauchende Oberschicht verfiel diesen Genussmitteln ebenso wie die einfachen Leute, alle verschlangen die an der südlichen Sonne gereiften Aromen. Sie atmeten den Rauch in den Fumoirs der Herrenhäuser wie in den Jassstuben, wo mein Grossvater sass. Alle rauchten im Dorf, als gälte es, sich die fremden Welten einzuverleiben. Schwere Tabakwolken durchzogen die Moränenschwermut des Oberwynentals. Von den Premium-Zigarren, von denen es hiess, sie seien auf den nack-

ten Schenkeln von kubanischen Jungfrauen gerollt, bis zur Brissago und dem krummen Villiger-Stumpfen: Exotische Genussmittel drangen in die einheimischen Körper ein, und die Wyentaler wurden ein Teil der Tropen.

Abwertung des anderen

Eine Dekolonisierung lässt sich bei Museumsbeständen, in der Geschichtsschreibung und in der Politik einfacher ins Werk setzen als bei den gewachsenen Vorurteilen in unseren Köpfen. Gewohnheiten, Körperpraktiken und Vorlieben sind mit unbewussten Weltanschauungen verbunden, die sich nicht so einfach ablegen lassen: In die Körper der Kolonisierten wurden die Gesetze der Kolonisten eingeschrieben.

Das Britische hatte sich bei mir mit dem Indisch-Karibischen zu einer widersprüchlichen Gemengelage verbunden; in mir lebten gleichsam zwei antagonistische Perspektiven. Meine Geschichte hatte lange vor meiner Geburt begonnen und war Teil einer Kolonialgeschichte.

Sie hat vor hundertzwei Jahren mit der Auswanderung meiner indischen Ahnen in die Karibik angefangen. Und sie begann noch einmal mit der britischen Herrschaft, denn die Trinidad:innen wurden vollständig an die Strukturen des kolonialen Wertesystems assimiliert.

Eine von den Engländern gebaute Eisenbahn verband den Osten mit dem Westen der Insel, die Währung war das Britische Pfund, und die Strassenordnung war ebenso britisch wie das Schulsystem, in dem irische Patres den in blauweissen Uniformen steckenden Schüler:innen Shakespeare und Keats eintrichterten, während über die Indigenen, die Kariben und Arawak, kaum ein Wort fiel. Während viele Trinidad:innen begeistert am westlichen Fortschritt teilnahmen, floss der Grossteil der einheimischen Wertschöpfung, darunter auch die Öleinnahmen, in die britische Staatskasse. Erst nach dem Krieg organisierten sich die afrikanischen und indischen Arbeiter – nach britischem Vorbild! – in Gewerkschaften und erkämpften sich Rechte. 1962 gelang es den antikolonialen Kräften, die Inseln Trinidad

Die längste Zeit meines Lebens habe ich die koloniale Perspektive verinnerlicht.

und Tobago in die Unabhängigkeit zu führen.

Auch meine Vorfahren väterlicherseits, vorab meine beiden Grossonkel Mithra und Ashford Sinanan, waren aktiv an diesem Kampf für die Unabhängigkeit beteiligt. Beide befreundeten sich mit Gandhi, der die Befreiung der Kolonien in Afrika wie in Indien vorantrieb.

Auch mein anderer Grossvater, Budri Ramkeesoon, von den Engländern zum Distriktrichter ernannt, war ein leidenschaftlicher Antikolonialist. Trotz seines antibritischen Engagements fuhr er einen englischen Wagen, einen Vauxhall, und liess sich seine Anzüge in London anfertigen. Als Nachzügler der «Windrush-Generation», der 1948 einsetzenden Einwanderungswelle nach Grossbritannien, emigrierte sein Sohn – mein Vater Ralph – 1958 endgültig nach London und arbeitete zeitlebens bei der Royal Air Force. Die Familie war in den Dreissigerjahren in die Anglikanischen Kirche eingetreten und hatte, bis auf die Esssitten, das Indische verloren.

In Trinidad bildeten die Engländer und die Trinidad:innen eine symbiotische Gemeinschaft, auch wenn das Mutterland die Definitionshoheit und die Macht behielt. Der Einfluss des britischen Machtapparats vermischte sich mit den aus Indien mitgebrachten Kastengesetzen und prägte die Rangordnung unter den Menschen.

Das gesellschaftliche Prestige wurde durch das Einkommen, den Rang der Kaste und den Farbton der Haut bestimmt. Je reicher, je heller die Haut und je höher die Kaste, desto weiter oben rangierte man. Indem die Briten die befreiten Sklav:innen gegen die

indischen Kontraktarbeiter:innen auspielten, richteten sie ihre Herrschaft geschickt auf einem «divide et impera» ein. Der im Inselstaat bis heute herrschende Rassismus zwischen beiden Bevölkerungsgruppen ist eine Folge dieser Kolonialpolitik.

Die längste Zeit meines Lebens hatte ich die koloniale Perspektive verinnerlicht. Erst die in den letzten Jahren aktuell gewordene postkoloniale Forschung und die «Black Lives Matter»-Bewegung haben mir meinen Eurozentrismus klargemacht. Bis dahin war auch ich Teil einer kolonialen Vergesslichkeit und verdrängte die ebenso komplizierten wie schmerzlichen Verbindungen zwischen dem Globalen Süden und Europa.

So weist Patricia Purtschert, die bekannte Schweizer Kolonialismusforscherin, gerade auf die unbewussten Aspekte dieser kolonialen Hinterlassenschaft hin. Zum einen hat uns der Kolonialismus den Glauben vererbt, dass aller Fortschritt allein von den westlichen Gesellschaften ausgeht, zum anderen sehen wir Europäer:innen uns als aktive Subjekte (wenn nicht als hochwertigere Menschen!) und die Bevölkerungen des Globalen Südens als passiven Teil der Geschichte. Diese Abwertung der anderen hat Folgen bis ins alltägliche Zusammenleben. Wer hierzulande interessiert sich für die Geschichte einer tamilischen Putzkraft, wer hat sich mit der Kultur der Kurden befasst? Generell billigt man Menschen aus den Entwicklungs- und Schwellenländern noch heute kaum eine eigene Kultur zu, höchstens etwas eigene Folklore.

In meinem Dorf waren die italienischen Gastarbeiter die «Kolonisier-

ten». Meine norddeutsche Grossmutter, die nach dem Ersten Weltkrieg in die Schweiz geflüchtet war, nahm deswegen ein italienisches Kleinkind in Obhut. Paula war vier Jahre alt und meine erste Spielkameradin. Paula hätte es eigentlich nicht geben dürfen, denn das Kinderkriegen war den Fremdarbeitern nicht erlaubt.

Wer die im Saisonier-Statut verankerten Erlasse kennt, mit denen die Arbeiter:innen aus dem Süden traktiert wurden, entdeckt darin viel koloniales Denken. Die Italiener galten als minderwertig, unsauber und ungebildet – und sie waren Menschen ohne Geschichte und ohne Kultur. Aus der Tatsache, dass die Fremdarbeiter:innen bei uns einfache Arbeiten verrichteten und keine Akademiker:innen waren, folgerte man, dass sie keine Geschichte hätten. Sie wurden ein Opfer dessen, was Purtschert als «koloniales Othring» beschreibt.

Gefahr einer Reinheitsfantasie?

Die postkoloniale Kritik und die Diskussionen über die Dekolonisierung machen mir bewusst, wie viel vom ko-

lonialistischen Erbe in mir steckt. Sie klären uns allgemein über Machtverhältnisse auf, die in unseren Körpern und Köpfen weiterleben.

Der Kolonialismus heute offenbart sich am ehesten in der abwertenden Perspektive und in klischierten Bildern vom Fremden.

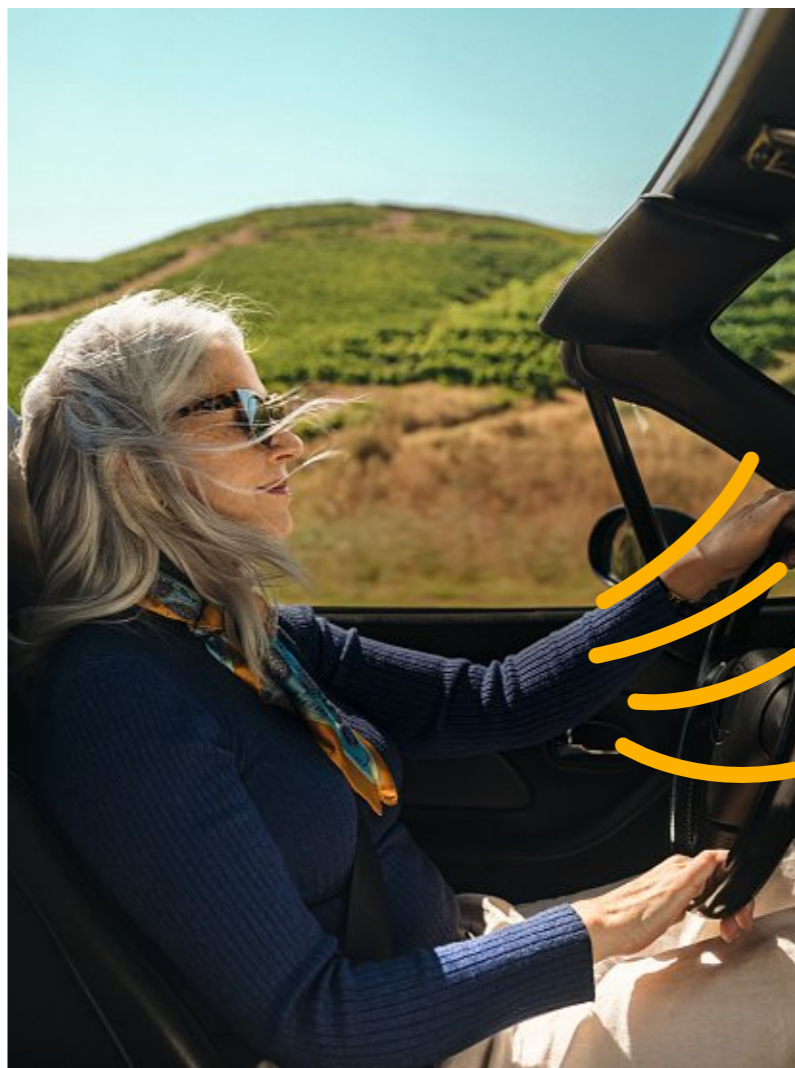
Dabei ist eine Gefahr, die in der postkolonialen Kritik liegt, nicht von der Hand zu weisen, und sie zeigt sich auch anhand der Rückgabe von Kulturgütern. Nicht immer ist klar, wohin eine Mumie, eine Statue oder ein Kunstwerk gehören. Oft sind die Ursprungsverhältnisse komplex. Und der Ausgangspunkt postkolonialen Denkens, nämlich die saubere Unterscheidung zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, kann nicht immer aufrechterhalten werden.

Dadurch droht die postkoloniale Theorie das zu übersehen, was sich zwischen den Kulturen abspielt, was als Drittes neu ausgehandelt wird. Sie droht einer Reinheitsfantasie nachzugeben. Aber Kulturen sind nie «rein», sondern Vermischungsaggregate, sie sind dynamisch in dem, was sie an

Fremdem aufnehmen und sich anverwandeln. Der indisch-britische Kulturtheoretiker Homi K. Bhabha nennt dieses «Aushandeln» von Eigenem und Fremdem die Eröffnung eines «Dritten Raumes». Meine Verwandten auf Trinidad sind weder indisch noch britisch, sondern etwas Drittes, nämlich Trinidad:innen. Sie haben sich das koloniale Erbe so angeeignet, dass daraus etwas Eigenes entstanden ist. Denn zuletzt besteht die Freiheit des Individuums darin, sich selber jenseits kultureller Zuschreibungen bestimmen zu können.

Und im Übrigen ist nicht bewiesen, dass mein schweizerischer Geschichtslehrer, der die Existenz von Kolonien geflissentlich übersah, die Pfeffersauce nicht vertragen hätte! DM

MARTIN R. DEAN ist Schriftsteller und Essayist. mrdean@bluewin.ch



Das wahre Leben ist ein Ruhestand auf Hochtouren

Ihre Gelassenheit absichern

Das ist das Versprechen der Groupe Mutuel, dem bevorzugten Versicherungspartner von Unternehmen und Selbstständigen für Gesundheit und Vorsorge. Unsere Lösungen im Bereich der beruflichen Vorsorge sind auf Unternehmen jeder Grösse zugeschnitten und begleiten Ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter auf lange Sicht. Lassen Sie sich auf dem Weg in die Zukunft von unseren Fachpersonen beraten. **Das wahre Leben ist, nach einem aktiven Arbeitsleben aktiv zu bleiben.**

Groupe Mutuel Vorsorge-GMP • Sammelstiftung Opsion
Opsion Freizügigkeitsstiftung • GM Pension Services

groupe **mutuel**
Das wahre Leben, aber sicher.